Im Wirkungskreise der Frauen.

Zur Aesthetik des Blumentopfes.

An der Ausschmückung unserer Wohnungen haben die Pflanzen einen hervorragenden Anteil. Leider sind die Blumentöpfe, in denen wir sie pflegen, so unschön, daß wir sie meist zu verbergen suchen. Man stellt sie, wo es auf feinere Ausstattung ankommt, in Töpfe aus Porzellan oder Behälter aus glasiertem Ton. Auch bei Geschenken wirkt der gewöhnliche Blumentopf so unvorteilhaft, daß man ihn dem Auge zu entziehen sucht, indem man ihn mit einer Hülle aus Seidenpapier umgibt.

Anscheinend hat es einen triftigen Grund, daß wir an der gewöhnlichen Tonware so ängstlich festhalten. Seit alters her wird ja gelehrt, daß die Pflanzen Töpfe aus poröser Masse erhalten müssen. Durch die vielen kleinen Oeffnungen soll Luft von außen in die Erde im Topfe eindringen können, denn die Wurzeln brauchen zu ihrem Gedeihen sauerstoffhaltige Luft. Fehlt diese, so versauert die Erde, und die Pflanze geht zugrunde. In glasierten Töpfen soll nun dieser Luftaustausch behindert sein.

Ohne Zweifel ist die Durchlüftung des Bodens für das Gedeihen der Pflanzen notwendig. Ob sie aber durch die Wandungen der Blumentöpfe erfolgt, ist eine andere Frage. Solange der Topf neu ist, mag dies, wenn auch in beschränktem Maße, der Fall sein. Sobald aber der Topf in Benützung genommen wird, beginnt die Verstopfung der Poren, und zwar nicht allein durch den Schlamm, der sich in ihnen ablagert. Während wir die Pflanzen begießen, dringt Wasser in die engen Oeffnungen ein und verdunstet an der Oberfläche. Aber dieses Wasser ist nicht chemisch rein. Es sind in ihm verschiedene Salze und organische Verbindungen aufgelöst. Diese verdunsten nicht mit dem Wasser, sondern bleiben als fester Rückstand zurück. Es erfolgt hier derselbe Vorgang, den wir beim Kochen des Wassers in einem Kessel beobachten. Auch in den Poren der Blumentöpfe lagern sich namentlich Kalk- und Magnesiasalze als eine Art Kesselstein ab, und in verhältnismäßig kurzer Zeit sind die meisten Poren verstopft. Die Lüftung durch die Topfwandung hört alsdann so gut wie gänzlich auf.

In Anbetracht dieser Tatsachen ist es wirklich erstaunlich, daß die Lehre von der Notwendigkeit der porösen Töpfe sich so lange hat erhalten können. Man müßte ja längst bemerkt haben, daß bei sachverständiger Pflege die Pflanzen auch in Behältern mit luftundurchlässigen Wänden gut gedeihen. In botanischen Laboratorien werden häufig sogar Gläser mit Erfolg zu Kulturen verwendet. Für Balkonpflanzen empfiehlt man immer mehr Zinkkästen.

Wir können also wohl Zimmerpflanzen in gefällig aussehenden glasierten Tontöpfen oder Porzellantöpfen pflegen, ohne deren Fortkommen zu schädigen. Die Hauptsache ist, für einen richtigen Wasserabzug im Topfe Sorge zu tragen, denn stagnierendes Wasser bildet die Hauptursache des Versauerns der Blumenerde.

Auf eines wäre noch besonders zu achten. Vom Gebrauch des Küchengeschirrs her wissen wir, daß im Handel gute und schlechte Topfglasuren vorkommen; die letzteren geben Blei an die im Topfe stehende Flüssigkeit ab. In Blumentöpfen könnten also schlechte Glasuren unter Umständen vergiftend auf die Pflanzen wirken. Die Möglichkeit dieser Schädigung ist aber sehr gering, da ja die Blumentöpfe nur an der Außenseite glasiert zu sein brauchen und die Poren der Innenseite sich bald verstopfen. Bei guten, giftfreien Glasuren und bei Porzellan oder Glas fällt diese Gefahr völlig fort. Für gewisse Pflanzen sind Töpfe dieser Art sogar sehr zu empfehlen. Die gewöhnlichen Blumentöpfe, die aus kalkreicherem Ton hergestellt werden, geben den Kalk an das Gießwasser ab, und in ihnen kommen kalkscheue Pflanzen wie zum Beispiel verschiedene Erikaarten nicht gut fort. In Porzellan- und Glasbehältern ist dieser Uebelstand ausgeschlossen.

Es steht uns somit nichts im Wege, gefälligere Blumentöpfe für unsere Zimmerpflanzen zu wählen. Im Massenbetrieb, in Gärtnereien usw., werden die porösen Blumentöpfe ihrer Billigkeit halber selbstverständlich unentbehrlich bleiben. Wo es aber auf geschmackvollere und gefälligere Ausschmückung des Heims ankommt, dürfen wir getrost schöneres und edleres Material benützen. Dasselbe empfiehlt sich auch zu Geschenkzwecken; denn in einem wirklich schönen Blumentopf wird die Pflanze gewiß auf den Empfänger einen vorteilhafteren Eindruck machen als in einem gemeinen Topf, wenn auch dessen kunstlose Form mit Seidenpapier notdürftig verhüllt ist.

Die Agitation für Frauenrechte

ist nicht neu; im Jahre 1831 wurde in der badischen Ständeversammlung der Antrag gestellt, daß den Frauen das Bürgerrecht gewährt werden solle. Dafür erhoben sich kräftig Rotteck, Mittermaier, Fecht, Baader und Andere. Es sei eine Versündigung an der Würde des Weibes, wenn man gegen sie, denen wir die herrlichsten Freuden des Lebens zu verdanken hätten, mit dem Bürgerrecht knausern wollte, argumentierte einer der Redner für die Frauenrechte. Die Herren Opponenten aber meinten: die Frau gehöre nur in die Kinderstube und könnte die Bürgerpflichten nicht erfüllen, wenn z. B., meinte ein weiser Redner, ein Brand wäre und ein Feuerreiter abgeschickt werden solle, so könne man doch nicht ein Frauenzimmer auf's Pferd setzen und fortjagen lassen.

Wahre Elternliebe.

Wer die Handlungsweise vieler Eltern den Kindern gegenüber beobachtet, der wird selten die ruhige, gleichmäßige, stetig sich hingebende, sich in das Seelenleben hinein versenkende Liebe bemerken, er muß vielmehr zu seinem Schmerze sehen, wie tändelndes Herangiehen unvermittelt wechselt mit kühlem Zurückstoßen, übermäßige Zärtlichkeit mit unzarter Herbe, vorzeitige und ungerechtfertigte Ansprüche mit törichten Gewährungen.

Die meisten Eltern pflegen allerdings mit den Kleinen zu tändeln und zu spielen, sie zu herzen und zu küssen, oft viel mehr als gut ist; dieses tändelnde Spiel hat aber mit der Liebe wenig zu tun.

Wahre Liebe und Zucht sind Begriffe, die sich nicht ausschließen, sondern ergänzen. Es ist ein grober Irrtum, wenn man meint, die rechte Liebe habe nur schöne Worte, süße Töne, streichelnde Liebkosungen. Im Gegenteil, wahre Liebe ist ohne Ernst und Zucht nicht denkbar; ihr Kennzeichen ist die volle Hingabe der ganzen Persönlichkeit, das selbstlose Sichversenken in die Tiefe der Seele des andern, und dieses Kennzeichen fehlt oft der Elternliebe von heute. Viele Eltern nehmen sich kaum die Zeit, ihre Kinder kennen zu lernen. Wenn sie zu kurzer Rast oder nach des Tages Mühen daheim sind, dann wollen sie höchstens mit den Kleinen scherzen, und wie oft hört man das scheinbar harmlose und doch so herzlose Wort: „Wenn ich zu Hause bin, will ich meine Ruhe haben."

Gibt es denn einen edleren Genuß, als den Verkehr mit der Seele des Kindes? Allerdings kann der die Tiefe solchen Genusses nie erfassen, der die Seele seines Kindes nicht zu finden vermag. Spielendes Getändel ersetzt diesen seelischen Verkehr nicht, im Gegenteil, es erhöht noch die Wirkung seines Mangels.

Nach und nach tritt dann so oft in manchen Häuslichkeiten eine innerliche Entfremdung zwischen Eltern und Kindern ein. So lange natürlich die Kleinen niedliche Spielzeuge sind, kommt das Gefühl den Eltern und Kindern nicht zum Bewußtsein, so lange die kindlichen Fragen den Eltern noch Spaß machen, werden sie beantwortet, und das fragende Kind fühlt noch nichts von der Zurückweisung, die es bald genug trifft, wenn die Fragen ernster und unbequemer werden. Alle Eltern sollten sich sagen, daß in jeder Kindesfrage ein heiliges Kindesrecht steckt, und daß jede kühle Abweisung die Kindesseele wie ein Frosthauch trifft und das Kind um einen Teil seines Glückes betrügt. Die Elternliebe kann durch nichts ersetzt werden; sie ist ein Schatz, von dem das Kind auch noch im späteren Leben zehren soll. Mögen die Eltern Reichtümer für ihre Kinder anhäufen, mögen sie ihnen die Zukunft noch so rosig gestalten, alles, was sie ihnen geben, für sie schaffen und hinterlassen, ist armselig und kümmerlich im Vergleich mit der Liebe, die sie ihnen versagten.

Ein Kind, das diese Liebe nicht empfunden, das ihre wärmende Wirkung nicht gespürt hat, wird nie die Seligkeit irgendwelcher anderen Liebe merken oder um sich verbreiten. Wer dem Kinde nicht Liebe gibt, der versündigt sich an ihm und macht seine Zukunft dunkel und trübe. „Die Blumen brauchen viel Sonne und die Kinder viel Liebe." Wohl wachsen die Blumen ohne Sonnenschein, aber sie bleiben kränklich und kümmerlich; die Kinder wachsen auch auf ohne den warmen, goldenen Sonnenschein der rechten Liebe, sie werden groß, ja vielleicht recht groß und klug, aber sie werden das Frösteln nicht los, ihre Seele sehnt sich nach Liebe. Es gibt für so unendlich vieles im Leben künstliche Ersatzmittel, aber keinen Ersatz für die Sonne der wahren Elternliebe.

Was Onkel Otto in seinem Stiefel fand.

Hört einmal ein Erlebnis von Onkel Otto an:
aus kürzlich seine Stiefel zu putzen er begann,
Fiel ihm die Stiefelbürste vor Staunen aus der Hand.
Es war auch zum Verwundern, was er im Stiefel fand.

Da saß ein kleines Kätzchen, schwarz, weiß und etwas grau,
Mit seidenweichem Fellchen, das sprach vergnügt „Miau!"
Es konnte niemand sagen, wer Onkel so „beglückt",
Doch alle Kameraden, die waren hoch entzückt.
Sie hielten mit dem Kätzchen und brachten Sahne an,
Und Miezchen schnurrte fröhlich: „Wie nett ist solch Ulan"
Da plötzlich, o wie schrecklich, da trat herein zur Tür
Mit furchtbar strenger Miene der Unteroffizier!
Doch — als er Miez erblickte, da sagte er kein Wort,
Er streichelte das Kätzchen und ging gleich wieder fort.
Das Miezchen wohnt noch heute bei der Ulanen-Schar,
Und, glaubt mir's, liebe Kinder, es geht vom Wunderbaren!

Frühling im Schützengraben.

Der „Neue".

Kriegsskizze von Willy Hacker.

„Na, der wird keinem etwas tun!" knurrte der alte Landsturm-Mann Schwertner geringschätzig, der an der Schießscharte stand und sich eben sein Pfeifchen stopfte, als der neue Unteroffizier, der heute erst aus der Heimat angekommen war, das „Allerheiligste", unseren Gruppenabschnitt im Schützengraben betrat. Nun kann zwar freilich nicht jeder Feldgraue so martialisch aussehen wie Schwertner, der zähe wie Schuhleder die Champagneschlacht überdauert hatte, auf der Lorettohöhe verschüttet gewesen war, und dessen Stammrolle zur Aufnahme der mitgemachten Gefechte bald nicht mehr ausreichte. Der Neuling aber sah denn doch ein wenig zu zart aus, das mußte jeder zugeben. Von tadelloser Weiße die Haut des Gesichts, ein kaum wahrnehmbarer Hauch von Rot darauf. Er ging etwas vornübergebeugt und trug eine Brille. Da am Tage vorher unser Gruppenführer auf Patrouille verwundet und abtransportiert worden war, sollte er unseren neuen Gruppenführer darstellen.

Wenn acht solche alte Krieger wie wir, die von Kriegsanfang ausgehalten haben, plötzlich mit einem Jüngling als Vorgesetzten beglückt werden, so löst das zunächst unangenehme Empfindungen aus. Aber schließlich kamen wir überein: Er ist nun einmal auf den gleichen Platz gestellt worden wie wir, also wollen wir ihm behilflich sein, in die keineswegs leichten Geheimnisse des Schützengrabenkrieges einzudringen.

Dachten wir, er würde vor dem Unterstande, der ihm nun zusammen mit vier Mann von uns als Heim dienen sollte, erschrecken, so irrten wir uns ganz gewaltig. Im Gegenteil hatte er an allem eine knabenhafte Freude: an unseren Wandbrettern, an dem Kronleuchter, der aus einer Bratheringsbüchse bestand, und den verschiedenen Kleinigkeiten, mit denen der Frontsoldat versucht, sein aller Bequemlichkeiten entblößtes Dasein etwas angenehmer zu gestalten. Beim Schlafen machte er sich noch schmäler, als er ohnehin schon war, und hatte auch seine Siebensachen in die fernste Ecke gepackt, um ja keinem von uns den knappen Raum zu schmälern.

Die ersten zwei Tage war er ziemlich still, bald aber ging er aus sich heraus. „Aha, er beginnt sich zu orientieren!" Schwertners Herz eroberte er sich im Sturme, als er ihm eine Schachtel Zigaretten verehrte und ihn um die Erlaubnis bat, ihn „Kametab" nennen zu dürfen. Am gleichen Abende schlug er das allgemeine „Du" innerhalb der Gruppe vor. Also, er schien ganz „dufte" zu werden. Bald rannte er im ganzen Graben herum, und es war gerade, als hätte er sich die Aufgabe gestellt, mit sämtlichen Abwehrmaßnahmen usw. innerhalb acht Tage vertraut zu werden. Zuerst hielten ihn die Mannschaften für einen „Stänker", die unbeliebteste Sorte Menschen, die es in der Armee gibt. Bald aber erschloß sich seinem Eifer manch rauhes Herz, und es dauerte nicht lange, da wurde unser Egon (schon der Name ist zart, nicht?) unglaublich klug.

Stundenweise hatte er den Arbeitern im Minenstollen die Hacke aus der Hand genommen und mitgearbeitet, von den Blasen, die er auf seine zarten Patschen bekam, aber niemandem etwas gesagt. Dann übte er wieder mal am Zielfernrohr, entwarf eine Skizze des eigenen wie des feindlichen Grabensystems und schien überhaupt etwas anderes als Dienst gar nicht zu kennen. Seine Unterform hatte ihre Salonschönheit gar bald verloren, auf der Oberlippe begann ein zarter Flaum zu sprossen, und Gesicht und Hände bräunten sich. So gefiel er uns schon besser. Mit besonderer Vorliebe stand er beim Maschinengewehr und ließ sich dessen Konstruktion und Handhabung erklären, obwohl er damit eigentlich nichts zu tun hatte.

Eins nur ärgerte ihn: Daß es in unserer Stellung so ruhig zuging. Wenn wir in unserem Unterstande saßen und frühere Erlebnisse austauschten, vom Vormarsche in Belgien, dem Maasübergang, den Kämpfen auf der Lorettohöhe erzählten, da sah er uns mit Blicken an, aus denen unverkennbar Neid sprach, daß wir so vieles erleben durften.

„Was gibt es denn eigentlich hier? Ab und zu kommen mal ein paar Granaten, vormittags und nachmittags ein Flieger, aber sonst ist es hier auch nicht viel anders als daheim auf dem Truppenübungsplatz."

Bei solchen Gefühlsausbrüchen konnten wir uns des Lachens nicht erwehren. „Junge, Junge!" sagte dann wohl einer, „sei froh, daß es hier so gemütlich zugeht. Noch ist der Krieg nicht zu Ende, und wir wissen nicht, was uns noch bevorsteht."

Sein Tatendrang kannte aber keine Grenzen, und bei der ersten Gelegenheit ging er mit auf Patrouille. Das gefiel ihm schon besser, und wer ihn mitnahm, brauchte es auch nicht zu bereuen, denn er benahm sich durchaus wie ein „Alter". Bald sollte er Gelegenheit finden, zu zeigen, ob seine Nerven so stark wie seine Begeisterung sein würden.

Seit zwei Tagen und Nächten schon war von feindlicher Seite kein Schuß gefallen. Daß hier etwas nicht in Ordnung war, brauchte uns niemand erst zu sagen, und der Befehl „Höchste Gefechtsbereitschaft!" kam uns durchaus nicht unerwartet. Die Stunden vor einem Angriffe sind unangenehmer als der Angriff selbst. Man befindet sich in einem Zustande hochgradiger Erregung und Nervenanspannung, der ermattend wirkt. Man mag nicht schlafen, nicht essen, nicht trinken und erwartet fieberhaft das Kommende. Nur geraucht wird bis zum letzten Augenblicke. Wie auf Kommando bricht die Hölle los!

Wo war Egon? Wir vermuteten, ihn schreckensbleich in irgend einer Ecke zu finden, aber weit gefehlt, er stand seelenruhig an der Schießscharte und beobachtete, höchst interessiert, den Einschlag der Granaten im Vorgelände. Um dessen Nerven braucht uns also nicht bange zu sein. Plötzlich ein unterirdisches Rollen, Donnern, Tosen, als wollte sich die Erde bis in die Tiefen öffnen und uns verschlingen. Der Erdboden schaukelt, der Himmel verdunkelt sich, und rauschend und pfeifend steigt eine gewaltige, schwarze Fontäne vor uns empor. Wir kauern uns zusammen, schmiegen uns fest an die Brustwehr und erwarten unser Ende. Ein Hagel von Erde und Steinen, mit Metallstücken vermischt, prasselt hernieder, minutenlang dauert es, bis das letzte Stück herabgefallen ist. Links von uns ertönen Schmerzensschreie, dann ist es sekundenlang still: Der Feind hatte eine Mine zur Entladung gebracht. Glücklicherweise aber war der Stollen zu kurz geraten und nicht ganz bis unter unsere Stellung gelangt, sonst wären wir ohne Ausnahme in die Luft geflogen.

Schon setzt das wahnsinnige Artilleriefeuer wieder ein. Beginnen denn die Kerls noch immer nicht mit dem Angriffe? Sie scheinen, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, jetzt nicht mehr so vorschnell die Grabenbesatzung als erledigt anzusehen. Ihre Berichte sind durchaus nicht ermutigend. Wir sind von jeder Verbindung abgeschnitten, auf beiden Seiten sind lange Grabenstücke vollkommen zugeschüttet, von Besatzung nichts zu spüren. Dasselbe scheint mit den nach hinten führenden Laufgräben der Fall zu sein. Merkwürdig ist nur, daß unsere Gruppe so gut weggekommen ist, alle sind noch da, einer nur hat durch einen Steinsplitter ein Loch in die Stirn bekommen, es scheint aber nicht gefährlich zu sein. Er bekommt einen Verband, eine Zigarette in den Mund und putzt, als wäre nichts geschehen, an seinem über und über mit Lehm bedeckten Gewehr herum.

Da fragt Egon: „Wo ist das Maschinengewehr?" „Verschüttet!" Da winkt er uns. Wir wissen, was er will. In dem todbleichen Knabengesicht steht finstere Entschlossenheit, wir alle wissen, aus dem Jungen ist ein Mann geworden, gewillt, seine Pflicht zu tun, wie wir alle, bis zum äußersten. Kriechend und springend, von pfeifenden Geschossen umschwirrt, arbeiten wir uns in der Richtung vor, in der sich das Maschinengewehr befinden mußte. Ein Lehmhaufen, obenauf ein zertrümmertes Schutzschild. Wir arbeiten um unser Leben mit dem kleinen Infanterie-Handspaten; denn das wußten wir: haben wir das Maschinengewehr nicht in Tätigkeit, wenn der Feind zum Sturm vorgeht, dann sind wir glatt erledigt. Durch die Laufgräben können wir nicht zurück, die sind vollkommen verschüttet, und auf irgendwelche Unterstützung können wir nicht unbedingt rechnen, denn hinter unserem Graben oder vielmehr dessen Ueberbleibseln liegt ein feuriger Gürtel, Sperrfeuer, das Heranbringen von Reserven zu verhindern.

Wir graben und graben. Nun sind wir noch sieben Mann, zwei liegen kalt und stumm, von Sprengstücken getroffen. Unaufhörlich schlagen ringsum die Granaten ein. Da, endlich. Nun haben wir's. Mit bebenden Händen und brennenden Augen wird das Maschinengewehr auf seine Brauchbarkeit geprüft, alles klappt. Jetzt mögen sie kommen. Egon selbst steht daran, trotz all des Schreckensvollen, das ihn umgibt, mit einer glücklichen Wichtigkeit, endlich einmal einen besonderen Wert, eine wichtige Aufgabe zu haben.

Das Artilleriefeuer bricht plötzlich ab; eine dichte blaugraue Welle brandet heran. Tack-Tack-Tack! Wie sie fallen! Lücken klaffen in der Linie, immer loser wird sie. Unermüdlich das erbarmungslose Hämmern. Drüben ein Stocken, Drängen, wie vom Blitze getroffen, werfen sich die Feinde nieder. Dahinter eine neue Welle, die einschwärmen will. Da prasselt es links von uns los, im eigenen Graben, Infanteriefeuer. Wie ist das möglich? Werden die toten Kameraden lebendig? Auf allen Vieren kommt einer herangekrochen:

„Befehl vom Zugführer: Maschinengewehrfeuer etwas nach links verlegen!"

„Wie, der Zugführer lebt?"

„Und nicht zu knapp!"

Uns wird des Rätsels Lösung: Unsere Leute waren in Stärke von über einem halben Zug in einen Minenstollen getrochen, und dessen Eingang war durch eine schwere Granate verschüttet worden. Ziemlich lange hatten sie gebraucht, bis sie sich glücklich von innen wieder ausgegraben hatten.

Die Tapferkeit der Franzosen in allen Ehren, aber diese Ueberraschung war ihnen doch zu stark. Man denke: langstündiges Trommelfeuer mit beobachtetem stärkstem Erfolge auf den vordersten Graben samt den Verbindungsgräben, keine Minute aussetzendes Sperrfeuer hinter das Grabensystem, und immer noch wohlgezieltes Feuer der Verteidiger: das ging wohl über ihre Begriffe. Sie machten Kehrt und nun gab es kein Halten mehr.

Aber noch sollten wir uns nicht freuen. Der Franzmann mußte den Standort unseres Maschinengewehrs entdeckt haben, Schuß auf Schuß „besten" Kalibers rauschte heran. Wieder einer schloß die Augen für immer, zwei waren schwer, einer leicht verwundet. Drei Mann waren wir noch von unserer Gruppe, die gefechtsfähig waren, Egon, der unverwundbare Schwertner und ich, der Glückspitz. Das Feuer wurde langsamer. Ein letzter Schuß kleinen Kalibers, anscheinend als Abschiedsgruß. Die Granate schlägt ein ganzes Stück vor uns ein, ein scharfkantiges Sprengstück schlägt Egons linken Arm mitten durch. Dann ist alles still. Egon läßt sich verbinden, kein Schmerzenslaut kommt von den Lippen des Jungen. Der Graben, die Sprengtrichter füllen sich im ungewissen Dämmerlichte mit Reserven. Schleswig-Holsteiner. Wir werden zurückgezogen.

In einer Zeltbahn nehmen wir Egon mit, um die anderen kümmern sich Kameraden. Ein schwerer Transport für uns, ein hundertmal schwererer für ihn. Auf dem Hauptverbandplatze legen wir ihn behutsam auf Stroh. Beim Lebewohl fragte er leise: „Seid ihr mit mir zufrieden?" und während ich ihm stumm und anerkennend die Rechte drücke, faßt der rauhe Schwertner den Jungen beim Kopf, küßt ihn und ruft: „Den elendsten Tod will ich sterben, wenn ich dich je vergesse, mein lieber Junge!"

Egon ist längst kein Soldat mehr, aber er schreibt noch oft und voller Sehnen an uns. Den Spott über die Jungens aber haben wir uns ganz abgewöhnt, denn: man kann nie wissen, was dahinter steckt!

Laute Stimmen.

Ein jeder wird mir recht geben, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß laute Stimmen störend wirken; ich meine bei gewöhnlicher Unterhaltung. In den meisten Fällen wird durch lautes Sprechen beabsichtigt, die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zu lenken, was jedenfalls ein Zeichen von wenig Erziehung ist. Eine Gesellschaft, in der es laut und ungestüm zugeht, wird doch meistens von besseren Elementen gemieden. Man kann sich auch ohne Kreischen und überlautes Lachen oder Prahlen gut amüsieren, man kann trotzdem fröhlich sein. Einen wie häßlichen Eindruck macht es doch, wenn jemand unter den geladenen Gästen einer Gesellschaft durch eine laute und harte Stimme die Unterhaltung größtenteils allein beherrscht und seine Meinung den übrigen Anwesenden unbedingt aufdrängen möchte.

Ein Genuß ist es indessen, sich mit einer Person zu unterhalten, die eine weiche, angenehme Stimme hat, sie wird sicherlich mehr Zuhörer finden, als alle anderen; ein jeder wird gern in ihrer Nähe weilen.

Aber nicht nur in Gesellschaften kommt es oft vor, daß sich jemand durch eine „eindringliche" Stimme auszeichnet, nein, sogar an öffentlichen Plätzen, wie Theater, Movies und sogar in Bibliotheken scheint es für manche Personen schwer, den Mund zu halten oder die Stimme zu dämpfen. Es sind allerdings meistens keine Plakate angebracht, daß man stillschweigen soll, während der Vorstellung, aber von guterzogenen Menschen wird diese Rücksicht anderen gegenüber von selbst erwartet. Darum wollen wir uns bemühen, unsere Stimme zu erziehen, es geht ganz leicht mit ein wenig guten Willen.

Anders liegen die Sachen bei einem öffentlichen Redner oder Vortragskünstler. Hier gilt es die eine Regel vor allen anderen zu beobachten: Sprich laut und klar. Nichts ist schrecklicher, als einem Vortrag zuhören zu müssen, von dem man kaum die Hälfte der Worte versteht und infolgedessen den Zusammenhang der Rede verliert. Direkt unhöflich kann man es ferner nennen, wenn man auf eine höfliche Frage eine so leise gemurmelte Antwort bekommt, daß man gezwungen ist, die Frage noch einmal zu wiederholen. Schon den Kindern sollten die Regeln der Höflichkeit auf diesem Gebiete eingeimpft werden; sie sollten für lautes Wesen, lautes Sprechen stets einen Tadel erhalten und dagegen zu deutlichem Beantworten aller an sie gestellten Fragen angehalten werden. Erwiesenermaßen kommt ein höflicher Mensch mit guten Manieren in allen Lebenslagen weiter. Aber die gute Erziehung muß in frühester Jugend einsetzen, sonst wird es leicht zu spät und der Liebling gibt den Eltern viel Anlaß zu Kummer und Aerger.

Es wurde mir gegenüber schon oft das Stillschweigen oder gedämpfte Reden eines Menschen als Duckmäuserigkeit ausgelegt — ein trauriges Urteil; denn lautes Reden zeugt doch absolut nicht von Bildung und Takt. Viele Mütter denken auch, sie können sich nur durch lautes Schimpfen und Lamentieren ihren Kindern gegenüber Respekt verschaffen, und wie oft ist wohl das Gegenteil der Fall! Die Kinder werden störrisch und verschlossen, während sie mit sanfter, aber trotzdem energischer Hand gewiß viel leichter zu leiten wären. Ein Haus, in dem es ruhig und ohne viel Lärm zugeht, ist einem lauten doch entschieden vorzuziehen. Es kann deshalb doch ein fröhliches Haus sein.

Auf alle Fälle sollte ein jeder bemüht sein, seine Mitmenschen nicht durch eine unangenehme Stimme zu belästigen.

„Sacksband"-Ersatz.

Eine Bauersfrau erzählte mit Stolz von ihrem vierjährigen, schlauen kleinen Enkel:

„Ick segg to em, Fritzi, segg ick, da hast en Groschen, nu ga nach'n Kopmann un hol mi för den Groschen Sacksband, (Bindfaden) büst ok ni to lütt, Fritzi, kannst datt woll seggen: Sacksband?"

„Ja, Grotmudder dat kann ick woll seggen, to lütt bin ick ni."

Nach'n halbe Stunde kommt min Fritzi wedder: „Grotmudder", secht he, „ick bin doch to lütt, ick kann dat ni seggen: Sacksband; nu hew ick mi för den Groschen Lakritzen köpt!"

Frau v. Hindenburg, die Gattin des Generalfeldmarschalls, mit ihrer Tochter, Frau Rittmeister von Penz, und ihrer Enkelin.

Zur Einschränkung des Fleischgenusses.

Professor Dr. Carl Oppenheimer schrieb folgenden gewiß interessanten Aufsatz über das Einschränken des Fleischessens in Deutschland: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hohen Viehpreise, besonders der Schweine, in weiten Schichten der Bevölkerung eine Einschränkung des Fleischkonsums herbeigeführt haben. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß diese Fleischknappheit im Laufe der nächsten Monate nicht gehoben werden, sondern eher noch zunehmen wird. Nun ist es zwar von allen Hygienikern immer wieder betont worden, daß einer Einschränkung des Fleischgenusses nicht im geringsten Bedenken entgegenstehen, wofür ja schon die einfache Tatsache beweisend ist, daß unsere Großväter noch nicht die Hälfte der Fleischmengen verzehrt haben wie wir. Es läßt sich Fleisch ohne jede Benachteiligung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit in weitem Maße durch pflanzliches Eiweiß (Brot, Hülsenfrüchte) und vor allen Dingen durch Milch und Milchprodukte ersetzen.

Immerhin führt eine starke Beschränkung des Fleischgenusses zu einer Abänderung lieber Gewohnheiten, namentlich der großstädtischen Bevölkerung, und darum zu Mißbehagen. Das Fleisch hat außer seinem Nährwert eben auch eine große Bedeutung als Genußstoff, und ferner wird ihm noch eine besondere Bedeutung als „kräftigendes" Nahrungsmittel zugeschrieben. Aus diesem Grunde sträuben sich besonders die arbeitenden Männer gegen einen allzu weitgehenden Verzicht auf Fleisch. Es ist darum wohl der Mühe wert, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß man diesem Wunsche bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen kann, wenn man die Einschränkung des Fleischverbrauches innerhalb der Familie nicht gleichmäßig vornimmt; besonders kann man den Kindern bis zu etwa 15 Jahren das Fleisch ohne jedes Bedenken fast ganz entziehen und durch Milch, Käse und Brot ersetzen. Namentlich in der Zeit, wo es frisches Obst gibt, sind einfache Mehlspeisen mit Milch und Früchten für die Kinder eine völlig einwandfreie Ernährung für die Mittagsmahlzeit. Ferner kann man reichlich Gemüse und Kartoffeln mit etwas Fleisch kochen, diese Beilage aber in der Hauptsache dem Familienoberhaupt vorbehalten, den Kindern hauptsächlich Gemüse und Kartoffeln geben. Dies kann man besonders dann tun, wenn man ihnen zum ersten Frühstück, anstatt des gänzlich unzweckmäßigen Kaffees, Milch oder Milchbrei gibt und ihnen zum Abendbrot, an Stelle der Wurst, Brot mit weißem Käse oder anderem Käse und mit Obst vorsetzt.

Diese einfache Methode einer gewissen sinnvollen Einteilung des geringeren Fleischkonsums wird in vielen Kreisen dahin führen, daß der Protest des arbeitenden Familienvaters beschwichtigt wird; und damit wird die so dringend notwendige Einschränkung wesentlich erleichtert.

Diese Ausführungen bestätigen in etwas dasjenige, was neulich an dieser Stelle über den Vegetarismus gesagt wurde.

Von unseren Jüngsten.

Lehrer: „Müller, warum kommst du zu spät?"

Müller: „Mein Vater hat mir gebraucht!"

Lehrer: „Konnte dein Vater niemand anders dazu gebrauchen?"

Müller: „Nee."

Lehrer: „Warum denn nicht?"

Müller: „Er hat mir verhau'n!"

Hans beobachtet jeden Abend voll Freude, wenn „der liebe Gott die Sterne anstickt." Nach einer Reihe von sternenklaren Abenden ist plötzlich kein Stern zu sehen, was Hans zu der nachdenklichen Frage veranlaßt: „Muß der liebe Gott auch sparen, daß er die Sterne nicht anzündet?"

Der kleine Hans kommt mit ernstem Gesicht zur Mutter und fragt: „Mutti, wie kommt es nur, daß, wenn der Storch ein kleines Kind bringt, man es gleich nimmt und zur Familie rechnet? Man muß sich doch erst kennen lernen!"

„Mutter, warum schwätzest dann nix?"

„Peterle, was soll ich dann schwätze?"

„Kannst net sage: Peterle, willst e Küchle?"

Erster Feiertag früh. Parterre wohnt Krause, Privatdozent, sehr nervös. Vor seinem Fenster eine Kinderansammlung. Man zeigt sich gegenseitig die Geschenke.

„'Ne feine Trompete haste, Willy?"

Trää, trää!

Max: „Gib mal her, ich kann noch besser."

Trääät, trääät, trääät!

Heini: „Det is noch jarnischt, ick kann noch lauter!"

Fritzchen kommt mit seiner neuen Trommel hinzu.

Rum, bum, bum, rumm, bumm, bumm!

Alle: „Feste, schlag' mal 'n Wirbel!"

Rrrrrrrrrrrrr!!!

Das festgefrorene Fenster Krauses fliegt auf: „Verdammt nochmal! Du, Kleiner, gib mir mal die Trommel, hier hast du einen Taler dafür!"

Das Geschäft kommt zustande.

Fünfzehn Minuten Pause.

Rrrrrrrrrrrrr!!!

Vierzehnfacher Wirbel.

Das Fenster Krauses fliegt abermals auf:

„Da schlag' doch der . . . rein, ich habe dir doch eben die Trommel für 3 Mark abgekauft?"

Fritzchen: „Na ja, das ist eene neue, die is besser, wollen Sie die auch haben? Die kostet 10 Mark für Sie."